



Maschinen und Märchen. Während «Star Trek» (links) im ursprünglichen Sinne von Science Fiction mit Technologie hantiert, ist «Star Wars» eher Grimm mit Action.

Zwei Paar Moonboots

Star Wars wird oft mit Star Trek verwechselt – dabei haben sie wenig gemein

Von Viviane Joyce

Es sind happige Vorurteile, gegen die ein echter Science-Fiction-Fan ankämpfen muss. Etwa, dass Sci-Fi langweilig wäre, das bewiesen die «Star Wars»-Filme. Oder dass das Genre ausser Raumschiffen nichts Spannendes zu bieten habe. Was jedoch jeden Sci-Fi-Fan den Kopf schütteln und die «Trek-ies» (wie die Anhänger von Star Trek genannt werden) vor Schreck erstarren lässt, ist die häufige Verwechslung von «Star Wars» und «Star Trek».

Nein, es ist nicht dasselbe, auch wenn beide Film- und Fernseh-Franchises das Wort Stern im Namen haben. Aber dann hören die Gemeinsamkeiten auf. Während «Star Trek» komplexe ethische und wissenschaftliche Fragen aufwirft, ist «Star Wars» – allen Todessternen, Laserschwertern und X-Wing-Fighter-Raumschiffen zum Trotz – nichts anderes als ein Märchen.

Es war einmal

Bereits der Anfang eines jeden «Star Wars»-Films verrät das: «Es war einmal vor langer Zeit in einer weit, weit entfernten Galaxis...» Klassischer kann ein Märcheneinstieg nicht sein. Und Erfinder George Lucas blieb dem Thema treu: Die Guten sind Ritter, der Glaube hält sie aufrecht, sie kämpfen gegen Tyrannen und Kaiser mit Schwertern, die Monster sind hirnlos und fressen Menschen, und eine Prinzessin muss gerettet werden. Das sind Stoffe, bei denen sich auch die Grimm-Brüder und Hans Christian Andersen bedient haben.

Dass das Geschehen im All stattfindet und auf fremden Planeten, dass die Ästhetik mehr einer modernen Zahnarztpraxis gleicht als einer verwunschenen Burg, das ist alles Hintergrund, Kulisse. Das soll die «Star Wars»-Filme keineswegs abwerten, denn ein

gut inszeniertes Märchen macht durchaus Freude, das wissen wir spätestens seit «Herr der Ringe».

Was wäre, wenn?

Aber echte Science Fiction geht eine Stufe weiter. Science Fiction, die «Wissenschaftsfiktion», setzt unsere Gesellschaft und das Schicksal des einzelnen in eine neue, mögliche Welt. Dabei werden wissenschaftliche und technische Möglichkeiten, die aus der heutigen Sicht durchaus real wären, mit Spekulationen angereichert. Was wäre, wenn die Menschheit alle Krankheiten ausrotten könnte? Was passiert, wenn ein Mensch aus Fleisch und Blut sich in eine Figur aus dem Internet verliebt – und diese sich materialisieren lässt? Was würde mit unserem Gehirn passieren, wenn wir unsere Körper über Jahrhunderte jung halten könnten? Werden unsere Gedanken alt und müde oder bleiben wir einfach jung?

Die Serien von «Star Trek» (auf deutsch: «Raumschiff Enterprise») greifen den Science-Fiction-Gedanken liebevoll auf. Das Grundscenario: Die Menschheit hat sich nach langen und zerstörerischen Kriegen zum Frieden durchgerungen und endlich begriffen, dass sie Teil eines viel grösseren Universums ist, in dem es sich zu behaupten gilt.

Beispielsweise gegen die erobrerlustigen Borg, die wie ein Bienenschwarm funktionieren, in dem das Individuum nicht existiert, sondern nur als Glied in einem ganzen Körper wahrgenommen wird, in dem alle eine gemeinsame Intelligenz und ein gemeinsames Gedächtnis haben. In den fremden Universen gibt es auch einen erdenähnlichen Planeten, auf dem menschliche Krankheiten bereits pränatal festgestellt werden. Behinderte oder kranke Embryos werden abgetrieben; die Bevölkerung dieses Planeten

zerbricht jedoch fast daran, weil sie Herausforderungen und Kämpfe, die Krankheiten und Behinderungen mit sich bringen, nicht mehr gewohnt ist. Und weil sie gegenüber der Crew der «Enterprise» technisch um Jahrhunderte zurückliegt, weil sie keine Innovationen mehr anstreben musste, die das Leben eines Behinderten oder Kranken einfacher machen.

Als Gene Roddenberry in den 60er-Jahren «Star Trek» erfand, war er vor allem von Westernfilmen inspiriert, diesen Reisen in eine unbekannte Wildnis, die es zu erobern galt. Manche Quellen behaupten, Roddenberry habe «Star Trek» nur deshalb in die Zukunft versetzt, weil man mit Warp-Geschwindigkeit schneller und weiter reisen konnte – und er die Welten, denen die Crew begegnete, fantastischer ausgestalten konnte. Tatsächlich ist die Originalserie, die 1966 erstmals ausgestrahlt wurde, von einer Haudegen-Abenteuerlust geprägt; Sozial- und Technologiekritik im wahren Science-Fiction-Sinn dagegen finden viel intensiver ab den Staffeln von «The Next Generation» (1987–1994) statt.

Das «Star Trek»-Telefon

Wissenschaftler verfolgen die Serie schon seit der allerersten Staffel. «Star Trek» verstand es, spannende Ideen, die noch nicht spruchreif waren, aufzugreifen und zu popularisieren. So wird die Entwicklung automatischer Türen der Serie zugeschrieben. Zwar hat «Star Trek» nicht die Technik erfunden, aber immerhin die Idee salonfähig gemacht. Weil es toll aussah, wenn der Captain einen Raum betrat, ohne die Türfalle bedienen zu müssen, stiessen die automatischen Türen auf grosse Begeisterung – und auf Tüftler, die sie für den Alltag umsetzten.

Motorola, einst eine der erfolgreichsten Mobiltelefonanbieter, lan-

cierte 1996 das aufklappbare Motorola StarTAC, das dem «Star Trek»-Kommunikator aus den 60ern, mit dem sich die Crew verständigte, verblüffend ähnlich sah. Motorola sah StarTAC denn auch als Hommage an die Serie.

«Star Trek» nahm auch PCs voraus, Personal Computer für jeden Einzelnen, und dies ebenfalls bereits in der ersten Serie, als Computer in der realen Welt noch ganze Räume füllten. Und Captain Kirk (ebenfalls in der ersten Serie) sieht man mit Handhelds und Tablets hantieren – heute Alltagsgegenstände, damals noch reine Zukunftsmusik.

Die Nasa denkt mit

Die Nasa, die amerikanische Raumfahrtbehörde, hat eine ganze Page auf ihrer Website der Frage gewidmet, was in Sachen Allforschung von «Star Trek» realistisch ist und was pure Fantasie. «Roddenberry und seine Drehbuchautoren haben den Begriff «Wissenschaft» zum Teil sehr weit gedehnt», schreibt die Nasa dort. Warp-Antrieb etwa verzerrt Einsteins Zeit-Raum-Kontinuum völlig und sei wissenschaftlich unseriös, aber: «Grundsätzlich ist «Star Trek» ziemlich intelligent und zeigt mehr Wissenschaftstreue als jede andere Science-Fiction-Serie in der Geschichte des Fernsehens.»

Diese Balance zwischen Wissenschaft und Fantasie, zwischen Realität und Spinnerie, hat bis heute nicht nachgelassen. Dieses Jahr feiert «Star Trek» seinen 50. Geburtstag, im Juli soll der 13. Film «Star Trek Beyond» lanciert werden, bereits kursieren Gerüchte, dass nach dem Ende der letzten «Star Trek»-Serie «Enterprise» (2001–2005) nächstes Jahr ein Reboot erfolgen soll. Auch wenn man weder Nerd noch Wissenschaftler ist: Ein möglicher Blick in eine fantastische Zukunft lohnt sich allemal. Ein Märchen ist «Star Trek» deswegen noch lange nicht.

Freistil

Danke für ein Jazzkonzert

Von Marcel Rohr

Manchmal verpuffen Sätze im Zeitungs-Nirwana und sind fünf Sekunden nach dem Lesen vergessen. Und manchmal entwickeln Sätze die Wucht einer Abrissbirne. «Da stand es noch immer 0:0, das Spiel hatte den Unterhaltungswert eines Teebeutels und war schlimmer als ein Jazzkonzert», schrieb ich am 14. Oktober in der BaZ. Im Text ging es um den SRF-Fussballkommentator Sascha Ruefer, mittlerweile einer der Grossen in der Branche. Das 0:0 bezog sich auf den Grottenkick der Schweizer in Estland.

Die ersten Reaktionen kamen am nächsten Morgen im Büro. «Wie kann ein 0:0 schlimmer sein als ein Jazzkonzert, du Pfeife!», fragten die ersten schon vor dem ersten Kaffee. «Du beleidigst eine ganze Musikbranche.»

Dann das erste Mail. Hansi Rudin von den Steppin Stompers schreibt. Die legendäre Dixielandband aus Liestal ist allen Jazzfreunden ein Begriff. Hansi ist Bandleader, eine der treibenden Kräfte in Liestal, quasi der Matias Delgado der Klarinette. «Ich möchte Sie mal richtig leiden sehen an einem Jazzkonzert», schreibt Hansi, «deshalb lade ich Sie ein an eines unserer Konzerte.»

Am Sonntag war es so weit. Die Steppin Stompers swingen in der Stadtkirche Liestal. Zusammen mit dem Herzblatt quetsche ich mich in die dritte Reihe. Kein Alkohol, keine Tabletten, ich ziehe mir die zwei Stunden nüchtern rein. Soviel Respekt muss sein. Hansi wartet vor der Bühne. Er ist FCB-Fan, doch heute rollt kein Ball.

Das Durchschnittsalter des Publikums ist relativ hoch. Es ist mit den Steppin Stompers älter geworden und feiert das metallene Zeitalter – Silber auf dem Kopf, Gold im Mund und Blei in den Knien. Aber die Stompers verbreiten sofort gute Laune. Sie wirken jugendlich und frisch, obwohl einzelne Mitglieder seit über 40 Jahren dabei sind. Und 2016 feiert die Band ihr 50-Jahr-Jubiläum. 50 Jahre!

120 Minuten geben die Musiker, die aussehen wie Buchhalter und spielen wie Rockstars, alles. Grosses Kino für die Ohren. Ich halte die zwei Stunden locker durch. Und lerne: Dixieland ist vielleicht nicht das Nonplusultra im Jazz. Aber die Steppin Stompers sind richtig cool. marcel.rohr@baz.ch

Nachrichten

Schauspieler Frank Finlay gestorben

London. Der britische Schauspieler Frank Finlay ist im Alter von 89 Jahren gestorben. Er war international mit dem Abenteuerfilm «The Three Musketeers» (1973) bekannt geworden. Finlay starb am Samstag in Weybridge, Surrey, an Herzversagen, wie seine Familie am Sonntag mitteilte. Sie erinnerte an einen «aussergewöhnlichen Geschichtenerzähler», der «für seine Freundlichkeit und Grosszügigkeit bekannt» gewesen sei. Finlay war für seine Darstellung des Jago in der Shakespeare-Verfilmung «Othello» (1965) für einen Oscar nominiert worden. Auch für Roman Polanskis «The Pianist» (2002) stand er vor der Kamera. SDA

TV-Produzent Wolfgang Rademann ist tot

Berlin. Wolfgang Rademann, der deutsche Produzent der Erfolgsformate «Traumschiff» und «Schwarzwald-klinik», ist tot. Wie das ZDF am Montag mitteilte, starb er im Alter von 81 Jahren. Der Berliner schrieb mit seinen Serien und Shows deutschsprachige Fernsehgeschichte. Auch die von ihm produzierte «Peter-Alexander-Show» gehörte zu den erfolgreichsten Formaten des deutschen Fernsehens. Der aus ärmsten Verhältnissen stammende Fernsehproduzent hatte seit Ende der 60er-Jahre ein Gespür für den Fernseh-Geschmack der Deutschen wie kaum ein Zweiter. SDA

Herzschmerz und Nägelschneiden

Ersetzt das Internet bald den Opernbesuch? Ein «Eugen Onegin» aus der Komischen Oper Berlin

Von Sigfried Schibli

Die Komische Oper Berlin, das einst von Walter Felsenstein geprägte Musiktheater im ehemaligen Ostteil der Stadt, war am Sonntag ausverkauft. Dennoch war es ganz leicht hineinzukommen. Jedenfalls virtuell. Die Premiere von Peter Tschaikowskys Oper «Eugen Onegin» wurde live gestreamt und konnte kostenlos im Internet mitverfolgt werden. Bei der letzten gestreamten Premiere, «Hoffmanns Erzählungen» von Jacques Offenbach, hatten 9000 Personen die Direktübertragung verfolgt. Diesmal dürften es mehr sein, denn die Puschkin-Oper von Tschaikowsky ist populär.

Vielleicht ist das die Zukunft der Gattung Oper: Man setzt sich bequem in den Sessel, vor sich den Computer

oder ein online-fähiges Fernsehgerät, einen Rotwein im Glas und die Hauskatze auf dem Schoss. Da ich keine Katze besitze, blieb mein Schoss ungewärmt. Dafür schob ich während der Live-Übertragung einen Kartoffelgratin mit Pilzen in den Ofen und schnitt mir, während Tatjana mit ihren Gefühlen rang, die Fingernägel. Versuchen Sie das mal in einem Opernhaus!

Die Inszenierung des Hausherrn Barrie Kosky ist von wunderbarer Detailgenauigkeit, und da man den Sängerinnen und Sängern viel besser auf die Finger bzw. auf die Mienen schauen kann als im Theater, kriegt man mehr mit als aus Reihe 19. Die Schauplätze sind realistisch gezeichnet, und dennoch kann man die Inszenierung nicht realistisch nennen. Die ers-

ten beiden Akte spielen in einer Waldlichtung, auch die Szene, in welcher Tatjana dem stolzen Onegin einen Liebesbrief schreibt. Sie legt ein Buch auf den Rasen, blättert darin und schreibt etwas hinein. Wenn Onegins Freund Lenski mit Tatanas Schwester Olga in die Büsche geht, denkt man sich was.

Wozu Hanf auch noch gut ist

Einmal rotiert der Rasen dank Drehbühne surreal, weil sich die Gefühle in Tatanas Herz ebenso drehen. Erst im dritten Akt – Tatjana ist mit dem Fürsten Gremin verheiratet, nachdem Onegin sie zurückgewiesen hat – sehen wir einen Palast, der auf dem Rasen steht. Diese Natur ist keine ganz natürliche.

In der Pause: Interviews mit dem Regisseur Barrie Kosky, dem Dirigenten

Henrik Nánási, dem Titeldarsteller Günter Papendell, der im dritten Akt Bart trägt, der grossartigen Tatjana von Asmik Grigorian und der Bühnenbildnerin Rebecca Ringst, die verrät, dass das Bühnengras aus Hanfseilen besteht. Während der dritte Akt noch läuft und seinem tragischen Ende entgegengeht, habe ich diese Kritik schon geschrieben. Auch das ist mir in einer Live-Aufführung noch nie gelungen. Nur mitklatschen kann ich nicht, sonst hätte ich den Sängerinnen und Sängern meine Bewunderung zum Ausdruck gebracht.

Opernübertragungen im Kino sind beliebt, aber auch vergleichsweise teuer. Die Berliner Aufzeichnung von «Jewgeni Onegin» ist noch während sechs Monaten gratis abrufbar unter www.theoperaplattform.eu